



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rung, Otto: Wie Ermina Hanem über das große Wasser kam

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wie Ermina Hanem über das große Wasser kam

Erzählung von Otto Rung



Auf dem Deck eines italienischen Dampfers hatte eine schwarzgekleidete Frauensperson ganz achterwärts hinter dem Eisschrank des Stewards ihren ständigen Platz gewählt. Da saß sie auf ihrem kleinen Bündel, das ihr ganzes Gepäck enthielt, und rückte den ganzen Tag dem Schatten nach. Denn nur Hunde und Europäer suchten die Sonne auf.

Sie war kaum fünfzig Jahre, sah aber aus wie ein altes Weib: untersezt, sehr ruhig, mit einem milden runzlichen Antlitz, das unbewegt unter dem Kopfschal hervorblickte. Ihr Name war Ermina Hanem und sie war aus der Stadt Kene in Mittelägypten. Die einzige Sprache, die sie verstand, war das Arabisch, das in Ägypten gesprochen wird; übrigens war sie eine Art Christin — eine „’Jbteeh“, wie sie selbst sich nannte —, eine Jakobitin oder Koptin. Außer den Namen von einigen Duzend Heiligen- und Fasttagen: den Verkündigungs- und Geburtsfesten, der großen Tauffeier „’id el ghitas“, wo Knaben und Männer in den gesegneten Nil tauchen, und den heiligen Ostersfesten wußte sie jedoch nichts Näheres von ihrer Religion. Für alle diese Dinge sorgte ja der heilige Patriarch in Mastr und der Diaconus an ihrer Kirche in Kene, Vater Girgis, der jeden Sabbat und insbesondere jeden „Sonnabend des Lichts“ von dem allerheiligsten Hefäl, der Basilika herab, verhüllt von dem Vorhang mit dem Goldkreuz, den Tagesstert der koptischen Liturgie las, in jener uralten Sprache, die nicht einmal er selbst, geschweige denn sie verstand. Denn Gott, den sie gleich den Arabern Allah nannte, hat diese Sprache den Menschen verborgen gehalten, auf daß sie Gottes Sprache allein sei!

Da war sie mit den anderen Weibern hinter dem rauchgeschwärzten Gitter des geschlossenen Kirchenstuhles gestanden, wo alle Familienneuigkeiten der Stadt mit genügend lauter Stimme erörtert wurden, um Gehör zu finden neben dem Rosenkranzgebet des Chors, dem einundvierzimal wiederholten „Oh Allah! Sei barmherzig!“

Sie selbst aber stand still und lauschend unter den schwagenden Beteschwestern. Denn all ihre Frömmigkeit sammelte sich um vier Stimmen, die sie im Chor unterschied, und um vier Gestalten, die sie durch die Schranken des Abteils erkannte: ihre vier Söhne, ihre Jungen Jakub, Jussuf, Dawoud und Simon! Da standen sie unter den singenden Akolyten, mit dem schwarzen

Turban um die Knabenköpfe, jeder mit seinem kleinen Messingbecken, das er klirrend über der Räucherpfanne zusammenschlug, so oft Abu Sirgis drinnen hinter dem allerheiligsten Vorhang die Namen des Höchsten nannte.

Nun aber waren sie von ihr fortgereist — längst — alle Vier — Simon, der Älteste zuletzt. Und jetzt war sie auf dem Wege zu ihnen — über das große Wasser!

Der italienische Dampfer der Messina—Alexandria-Linie beschreibt seine Route ziemlich planmäßig, — insoweit irgend etwas Italienisch-Agyptisches Plan hat! Wenigstens war sie ohne Mühe an Bord gekommen. Ein Steward hatte den großen Beutel Piaster und Schillinge, den sie am Gürtel trug, gegen italienische Lire umgewechselt. Er war entschlossen, sich für seine Mühe bezahlt zu machen, indem er ihr drei Pfund zu wenig gab. Als er aber sah, daß sie das Geld gar nicht nachzählte, wurde er wankend, ob er noch zwei Pfund Profit nehmen oder ihr zwei Pfund von den dreien zurückgeben sollte. Aber noch während er sich bedachte, steckte seine Hand ihr unwillkürlich die ganzen drei Pfund zu, und er wußte selbst kaum, ob er sich über seine Uneigennützigkeit freuen oder ärgern sollte.

Er wies sie hinauf nach dem Steuermann, weil sie noch kein Billet hatte. Es war ein neues Schiff der Linie und niemand konnte ihr Arabisch so recht verstehen. Der Steuermann sah sie fragend an und sie nickte ihm hinter dem schwarzen Schleier des Habarah ruhig lächelnd zu.

Er versuchte sein bißchen Arabisch an den Mann zu bringen:

„Enti raiha fën? — Wohin, oh Weib?“

Sie hob das Antlitz, vor Freude strahlend, daß sie ihn verstand; ihre Hände waren unter der Brust gefaltet.

„Zu Simon in New York!“ sagte sie.

Der Steuermann riß die Augen auf. Simon in New York! Großer Mohamed! Er fuchtelte mit den Fingern erklärend vor ihren Augen umher und haßte auf italienisch und arabisch drauf los: „Mâ fisch New York! Nicht die Spur New York! Dieses Schiff Messina! Musch kaman! — nicht weiter. Fertig! Kaläs!“

Aber sie sah ihn mit ihrem unerschütterlichen Lächeln an und wiederholte, während sie ihm das Geld in die Hand zählte: „Zu Simon in New York. Wieviel?“

Da suchte er die Achseln und gab ihr ein Billet nach Messina, nahm aus ihrer Hand den Betrag des Reisebillets — und keinen einzigen Soldo darüber! — und wies sie achterwärts in die Kajüte zweiter Klasse. Dann aber blickte er ihr lange und nachdenklich nach und konnte sie nicht gleich aus den Gedanken bringen. Er schüttelte den Kopf und strich seinen pomadisierten Spitzbart. Simon in New York! „Beim Bart des Propheten! Nach Gehenna kommt sie und nicht nach New York!“ Wahrhaftig, es war Zeit, daß Italien Afrika zivilisierte! Bene! Jedenfalls wollte er sie im Auge behalten, bis sie

Messina erreichten. Ihre Miene kam ihm respektabel vor, trotz ihres ärmlichen Äußeren. Sie hatte wenigstens nicht das böse Auge, wie so viele dieser verdammten Araber! Er erzählte in der Messe von ihr und nannte sie „la Nonna“ — „die Großmutter“. Und diesen Namen behielt sie, solange sie an Bord war.

La Nonna suchte sofort den Schatten auf und saß da hinter dem Eisschrank des Stewards auf ihrem großen Bündel, das in einen Teppich aus ihrer Kammer daheim in Rene eingewickelt war. Die Hände im Schoß gefaltet, sah sie träumend hinaus auf das große Wasser, das soviel breiter war als selbst der Nil. Hier gab es keine Felucken und Daharbiehs und weder das gute tägliche Nieseln aus den zu den Schardufbrunnen wandernden Tonkrügen, noch den süßen Gesang der sich drehenden Satiehräder während des Rundganges der weißen Wasserbüffel. Hier war nur öde See; aber da drüben — da war New York und Simon —, ja, Simon und Jussuf, Jakub und Dawoud, ihre vier Jungen, die sie verlassen hatten und nun Schneider waren und Kustane und Gallabiehs nähten für die Leute in New York!

Zwölf Jahre hatte sie allein gewohnt in dem Häuschen, das ihr Mann, ein umherreisender Teppichhändler, als Harim eingerichtet hatte für die Kinder und sie. Dort hatte sie alle diese Jahre gelebt, verwitwet und kinderlos, taub für das Geschwätz der Nachbarinnen, bloß in Erwartung der vier Briefe, die alljährlich zu ihr herüberkamen aus jenem fremden Lande: New York!

Jeden dieser Briefe hatte sie, sorgfältig in ein Tuch verpackt, zu dem Gassenschreiber in Rene getragen. Und Salib Farag Effendi hatte seine zwei Pfaster Gebühr in Empfang genommen und dann den Brief mit ausgestrecktem Arm vor die Augen gehalten. Und nachdem er die Brille über die graue Stirnlocke hinaufgeschoben, hatte er mit dem einen Auge, das Allah ihm gelassen, lesen können, was in dem Briefe stand: daß Jakub oder Simon oder Dawoud oder Jussuf sie herzlich grüße und daß es ihnen wohl ergehe; und daß viel Geld dort zu verdienen sei für Schneider und Teppichnäher. Und daß sie bloß wünschten, sie einmal wiederzusehen und daß sie Allah (dessen Name gesegnet sei) bäten, ihre teure Mutter einmal über das Wasser zu ihnen zu führen, wo alles soviel besser sei als daheim, wenn auch höchst wunderbar und merkwürdig, aber wo alle Brüder seien und jeder viele, viele Dollars verdienen könne, was viel mehr sei als ein ägyptischer Schilling daheim.

So kamen die Briefe Jahr um Jahr und in jedem schrieben ihre Söhne, nun müsse sie bald, sehr bald kommen! Denn die Arbeit sei so gut, daß es ihnen nicht möglich sei, selbst zu ihr zu reisen, gerade in der allerbesten Zeit.

Nachdem sie nun in diesen vielen Jahren die Briefe der Söhne genugsam erwogen hatte, beschloß sie eines Tages, Simon in New York aufzusuchen. Es war ja schon so lange her, seit die Söhne sie gebeten hatten, zu kommen und es fiel ihr ein, daß sie leicht ungeduldig werden konnten. Sobald sie ihren Entschluß gefaßt, ging sie quer über die Gasse zu ihrem Vetter mütterlicherseits, der an die Fellahs der Umgegend Geld verlieh. Sie fragte ihn, ob er alles,

was sie besäße, gegen eine Summe Geldes als Pfand nehmen wolle. Er bedachte die Sache bis Abend und gab ihr dann fünfzig englische Pfund für Haus, Garten, drei Esel und das Teppichlager. Freudestrahlend ging sie zum Gassenfchreiber.

„Ich will einen Brief an Simon schreiben,“ sagte sie. „Du sollst es für mich tun und ihm mitteilen, daß ich morgen zu ihm nach New York reise!“

Salib Farag Effendi nickte und nahm diesmal zwei Schilling Gebühr, weil er ja nun ihre Kundschaft verlor. Er hatte unter dem Kissen, auf dem er saß, sein Archiv, und da waren auch die achtmal vier Briefe ihrer Söhne. Und als er den Brief geschrieben, faltete er ihn zusammen und zeichnete sorgfältig die englische Postadresse nach, die zuoberst auf Simons letztem Brief stand. Dann übergab er das Schreiben seinem Eselsknecht. Der legte es auch richtig einige Tage danach in den Briefkasten der Regierung und von da nahm er nun seinen beschwerlichen Weg durch die ägyptischen Poststationen — halben Wegs nach Singapore, wo es entdeckt, angehalten und via Alexandria—Genua—Hamburg zurückgesandt wurde — was den einheimischen Postmeistern als der amtsmäßige Weg für einen Brief aus Ägypten nach New York galt.

Tags darauf aber, nachdem der Brief geschrieben worden, setzte Ermina Hanem sich mit ihrem Bündel in den weißen Cypreßzug, der zwischen Luxor und Kairo verkehrt. Sie hatte Proviant für vier Tage mit. Es war im Monat Mischin während der zweiundfünfzig Fasttage es-sóm el-Kebir — und sie bedurfte daher nur einiger Handvoll grüner Bohnen und einiger Duffahbrote; so kam sie leicht nach Masr (Kairo) — und von da nach Alexandria. Alle, die sie nach dem Weg fragte, verstanden sie und gaben ihr gute Antwort und auf das Geschwätz der Fremden hörte sie nicht. Und als sie einen koptischen Effendi auf dem Zollamt nach dem Schiffe nach New York fragte, führte dieser sie dienstbereit an Bord des italienischen Dampfers „Cavour“, womit sie sich also nun auf dem richtigen Wege befand — zu Simon in New York!

Sie saß an der Table d'hôte der zweiten Klasse mit Mühe auf dem rebellischen Drehstuhl, wo sie nicht wie gewohnt die Füße unter sich kreuzen konnte. Und sie aß ihre Makkaroni oder ihr Risotto aus der flachen rechten Hand (denn die Linke ist unrein und darf nichts Eßbares berühren). Des Abends löste sie bloß ihre langen grauen Flechten, die an ihrem Gürtel festgebunden waren, hüllte ihr Gesicht in den schwarzen Kopfschal und schlief angekleidet auf dem Fußboden der Kajüte.

Am Morgen des dritten Tages aber zeigte sich hoch über den Nebeln des Tagesgrausens eine weiße dreieckige Steinplatte, die, wie sie näherkamen, langsam zur Meereslinie hinabwuchs. Und endlich lag vor ihnen, ungeheuer, tiefblau, mit von rauchumwickelter Rinne strahlenden Schneerändern, ein Berg — weit gewaltiger als irgendeine Anhöhe der Wüstenberge bei Rene. Die Mitreisenden deuteten darauf und nannten den Berg „Atna“.

La Nonna aber hatte an seinem Fuß die weißen und gelben Mauerfelder einer Stadt gesehen — einer großen Stadt mit Straßen und reichen Gärten!

Der Steuermann kam vorbei. Sie faßte ihn beim Ärmel und wandte ihm in lächelnder Erwartung ihre Augen zu.

„New York?“ fragte sie.

Er lachte und schlug sich auf die Schenkel.

„Ma fisch New York!“ brüllte er. „Das da?“ — Er schleuderte den Arm mehrmals mit raschen Bewegungen, als schwingte er eine Peitsche, landeinwärts. „Das da? Catania! Sicilia! Italia! Catania!“ Dann war er plötzlich fort, hinter dem Rückenjungen her, der vor ihm Reißaus nahm.

La Nonna wartete geduldig. Als aber der Dampfer nachmittags am Hafen von Messina anlegte und sie merkte, daß nun das Ziel erreicht sei, ging sie wie die anderen ans Land. Und den ersten, dem sie begegnete, fragte sie nach Simon. Er nickte und zeigte ohne ein Wort auf seine Stirn. Da ging sie weiter, des Glaubens, daß sie auf dem richtigen Wege sei.

Aber schon einige Schritte hinter dem Hafen, gleich zu Anfang des breiten Korsoweges, blieb sie erschreckt stehen. Hier gab es keine Menschen, von allen Seiten starrten gespaltene und zertrümmerte Mauern mit leeren Fensteröffnungen auf sie herab, und durch den dichten Kalkstaubnebel — viel dichter als der Wüstenand, den der Chamsin in schweren Wolken über Rene bläst — erkannte sie, daß hinter den Häuserfronten keine Mauergevierte waren, sondern bloß die ungeheuren Trümmer der eingestürzten Stockwerke. So war es Straße um Straße. Die Kirchen standen offen mit geborstenen Wänden, dachlos und rauchgeschwärzt. Auf dem sich blätternden Mauerwerk der Chöre wuchs Gras. Die eisernen Balkons an den Palästen der Hauptstraße waren wie von dem Griff einer Riesenfaut zusammengedreht und von den Anhöhen hinter der Stadt waren die Mauern über den Abhang gestürzt gleich einem Wasserfall von Steintrümmern, aus denen die ausgespreizten Fächer der Fußbodenbalken und Dachsparren ragten wie deutende Totenfinger. Gerade vor ihren Füßen aber wuchsen Grasbüschel hoch aus einem kleinen frischgegrabenen Loch, das durch Haufen von Kalk und Ziegelschutt tief in einen Keller hinabführte — und hier lagen gelbe Knochenenteile — ja, wahrhaftig — Knochen, Rippen und Rückenwirbel eines Kindes!

Da setzte sie sich betäubt auf ein geborstenes Marmorbecken und Tränen furchten sich ihren Weg durch den weißen Staub auf ihren Wangen. Denn jetzt begriff sie: diese Stadt, in die sie gekommen war, war tot, getroffen von Allahs Zorn! Und unter diesen Ruinen lagen jetzt all die vielen hundert Menschen New Yorks — und unter ihnen ihre Söhne! Lange, sehr lange mußte es her sein! Denn schon wuchsen Tamarinden- und Maulbeerbäume zwischen den eingestürzten Mauern. Schwer sank ihr Haupt auf die Brust herab und sie begann zu jammern, wie die Klageweiber daheim in Rene über einen Toten jammern.

So fand sie der Steuermann des Dampfers. Er hatte sich ja vorgenommen, ein Auge auf sie zu haben, und es war nicht schwer gewesen, ihr

von der Kommandobrücke aus quer durch das durchlöchernte und zerstörte Messina zu folgen. Nach beendeter Löschung ging er ihr darum nach und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Na, Großmutter!“ lachte er. „Warum weinst du? Dies“ — er wies mit der Hand um sich her — „Terremoto! Erdbeben! — Vor fünf Jahren!“

Sie blickte auf: „Alle tot!“ Sie jammerte vor sich hin: „Meine Söhne — Simon, Yussuf! Alle! — Da unten in der Erde!“

Der Steuermann steckte die Zunge aus dem Mundwinkel. Dies war doch ein bißchen zu afritanisch! Aber er war ernst geworden. „Dies hier ist nicht New York!“ erklärte er. Dann kam ihm eine Idee. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb darauf: „Nehmt Großmutter an Bord des New Yorker Dampfers“, steckte das Papier in ihre Hand und führte sie dorthin, wo das Passagierboot nach Genua segelfertig unter Dampf lag.

So kam sie durch Allahs Gnade nach Genua. Unterwegs sprach sie mit niemandem. Sie fürchtete, sich mit ihrer Frage nach Simon zum Gespött zu machen. Denn sie sah nun ein, daß die Welt unermeslich groß sei und daß weit, weit über tausend Menschen darauf lebten. Und wie durfte sie da hoffen, daß gerade der, den sie fragte, Simon oder Yussuf oder die beiden anderen kennen sollte!

Als sie darum mit ihrem Bündel den Duai von Genua betrat, überlegte sie lange, ehe sie sich auf den Weg begab. Dann schritt sie zögernd die Hafensstraße entlang und an all den Logishäusern und den niederen tiefen Kellern vorüber, wo fettblasse Männer in Hemdärmeln und gepuderte Mädchen in geblumten Blusen die vorbeiwandernden Seeleute anriefen. Sie ging so lange, bis ein Mann sie ansprach. Auch er war in Hemdärmeln und trug eine rote Weste, ganz wie der griechische Kaffeehauswirt in Rene, hatte ein breites weißes Gesicht mit glänzendem kohlschwarzen Schnurrbart und lachte und zeigte die Zähne, wobei er ihr freundlich mit der Hand zuwinkte.

Sie blieb stehen und wies ihm den Zettel, den der Steuermann ihr gegeben. Er stuzte, seine Miene wurde ernst und bestimmt; er spähte die Straße hinauf und hinab, wie um jemanden zu finden, der hier Rat wissen könnte. Dann schüttelte er bekümmert den Kopf. „Kein Dampfer nach New York vor drei Monaten!“ sagte er. Und als sie ihn verständnislos anstarrte, deutete er mit großen Gebärden auf die Schiffe, schüttelte wiederholt den Kopf, reckte die Finger in die Luft, zuerst drei und dann dreimal zehn. Ein tunesischer Araber kam, seinen Teppichvorrat über die linke Schulter geworfen, eben vorübergeschlendert; der ließ sich ja zur Not als Dolmetsch verwenden. Er bekam eine Lire als Salär und erklärte sodann grinsend, daß vor drei Monaten kein Dampfer nach New York gehe, daß Großmutter aber bis dahin für zwei Lire täglich bei dem ausgezeichneten Signor Pietro Lombardi in Genuas bester und berühmtester „Kaweh“ Kost und Quartier haben könne. Und freudestrahlend duckte Ermina Hanem ihr Haupt unter das star and stripe-gemalte Wirtschaftsschild des Kellerhalses.

Denn drei Monate — Welch geringe Zeit! Und war es nicht jetzt schon, als hätte sie ihre Söhne nahe bei sich, ja, um sich! Jakub, Dussuff, Dawoud und der älteste — Simon! Sie standen ja wie eine Wache um sie, sie fühlte den warmen Druck ihrer Hände in den ihren! Es waren ja ihre Kinder! Durch tausend unsichtbare Bande mit ihr vereint! — Ja, es war der ewige Bund der Familie, des Heims und häuslichen Herdes, der sie zusammenhielt, so unlösbar, daß sie einander unmöglich verlieren konnten! Und jetzt führten diese geheimen Kräfte sie quer über das große Wasser einander in die Arme — durch Allahs barmherzige Gnade! Waren es nicht ihre vier Söhne gewesen — oder die Engel ihrer Söhne —, die sie bisher umstanden und beschützt, die sie durch das ungeheure Wasser geführt und durch die schreckliche Stadt, die gleich Sodom vom Feuer verzehrt worden war! Ja, sie waren ihr nahe! In bloß drei Monaten würde sie sie sehen!

Und sie legte sich vertrauensvoll auf den mageren Strohsack des Staatsgastzimmers hinter der Kellertreppe, das Signor Lombardi ihr als Herberge angewiesen hatte, allerdings nicht ehe er sich für eine Woche im voraus bezahlt gemacht mit einem Betrag, den sie ihn dankbaren Herzens selbst aus ihrem Geldvorrat entnehmen ließ. —

Mr. Joseph B. Hanem, gentlemans taylor and first class dressmaker, hatte sein Geschäft draußen in Brooklyn in einer Straße, die hauptsächlich von russischen, polnischen und orientalischen Einwanderern bevölkert war. Mr. Hanem hatte sich von dieser Umgebung jedoch ziemlich emanzipiert und suchte sich seine Kundschaft allmählich unter kleineren clerks und shop-assistants in Brooklyn's Handelsviertel.

Mr. Hanem (er hatte des englischen Wohllauts wegen den türkischen Zunamen seiner Mutter gewählt statt der unaussprechbaren Phantasiennamen seines Vaters) kam mittags heim und fand seinen Bruder und Kompagnon Simon in äußerst erregtem Gemütszustand, mit den Armen fuchtelnd, im Zimmer umherfahrend. Vergebens versuchte Josephs Gattin Eudoxia, eine junge Amerikanerin griechischer Herkunft, ihn zu beruhigen.

„Dussuff!“ rief er, plötzlich arabisch sprechend, was er sonst mit Rücksicht auf die Frau seines Bruders vermied. „Dussuff! Etwas höchst Merkwürdiges und Furchtbares hat sich zugetragen: ein Brief von unserer Mutter ist eingetroffen. Sie ist auf dem Wege herüber!“

Dussuff sank auf einen Stuhl. „Jehosaphat!“ brach er aus. „You don't say so!“

Aber Simon zeigte ihm den Brief, dessen Adresse lautete: Simon Effendi, New York, Box 1540 H. Und der Brief war unterschrieben: Ermina Hanem. Nein, hier war kein Zweifel möglich!

„Ich habe sogleich an Dawoud telegraphiert,“ fuhr Simon fort (Dawoud Hanem betrieb in Philadelphia ein Schneidergeschäft) „und an Jakub“ (der selben Orts einen Teppichbazar innehatte). „Sie müssen morgen frühzeitig da sein.“

Während sie bei Tische saßen — Jussuf die Beine auf einem Stuhl, mit aufgeknöpftem Hemdtragen und in Hemdärmeln, Simon noch mit seinem Schlapphut auf dem Kopfe — und während Mrs. Hanem und die vier Kinder gespannt lauschten, schrien die beiden Brüder laut und aufgeregt durcheinander. Dieser Brief! Dieser Brief! Sie hatten gleich herausgefunden, daß er über zwei Monate alt war. Und da die Mutter geschrieben, daß sie am Tage nach der Absendung des Briefes abreisen wolle, fühlten sie sich heftig beunruhigt. Sie mußte ja schon längst angekommen sein! Als nun am nächsten Tage David und Jakob im Automobil angefahren kamen, besprachen sie die Sache und einigten sich, alle Hotels und Polizeiamter New Yorks zu durchsuchen. Und nun ging es kreuz und quer per Telephon und Omnibus und Ringbahn durch die Stadt!

So vergingen zehn Tage — zuerst in resolutem planmäßigen Suchen, dann in wirrer Heze — mit Annoncierungen in allen möglichen Blättern und Stichproben da und dort in Chinesenlogis und Emigrantenkontoren. Ein Telegramm an den koptischen Priester in Rene blieb unbeantwortet. Und in Kummer und Verzweiflung dachten die Brüder schon daran, sich wieder zu trennen und jeder seine Heimat aufzusuchen, als David auf den Einfall kam, sich noch zuvor in dem Emigranteninternat auf Ellis Island zu erkundigen! So ging es denn ohne viel Hoffnung da hinaus.

„Ja!“ sagte der Assistent in dem betreffenden Kontor. „Wir haben allerdings verschiedene irregegangene und herrenlose Personen hier. Wir behalten sie sechs Wochen auf eigene Kosten, ehe wir sie retoursenden. ‚Die Baracke der Verlassenen‘ ist da und dort. Sehen Sie selbst nach, Gentlemen!“

Sie spähten durch eine Scheidewand von Holzsprossen in eine Gesellschaft von vierzehn polnischen Weibern und Kindern.

„Well, gentlemen?“ fragte der Assistent. „Old lady not here? Besseres Glück zum nächsten Schiff. Geben Sie mir Ihre Adresse. So! Danke, Sir. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn jemand nach Ihnen fragt.“

Sie gingen traurig wieder heim, zu sehr entmutigt, um die Sache nochmals zu erörtern. Erst gegen Abend entschlossen sie sich, neuerlich nach Rene zu telegraphieren, diesmal an das englische Postamt. Und schon am nächsten Tage hatten sie die Antwort: „Ermina Hanem vor zwei Monaten abgereist: Rene-Amerika.“ — Nun gab es nichts mehr zu erhoffen!

Und als weitere zwei Monate um waren, ließ Simon Hanem um seinen und seiner Brüder Paletotärmel einen Trauerslor befestigen.

Aber spät im Winter, etwa drei Monate nach dem Besuch der Brüder, wurde der Assistent des Emigrantenkontors auf eine schwarzgekleidete alte Dame aufmerksam, die mitten in der Abteilung für herrenlose und irregegangene Auswanderer ruhig auf ihrem Bündel saß.

Er näherte sich. Der Doorkeeper nickte auf seine Frage. „Got left. Unabgeholt.“ Der Assistent trat auf sie zu. Um sie her spürte er die unverkennbare, gewürzte und räucherartige Atmosphäre des Orients.

Die Alte blickte auf und lächelte ihn ruhig unter ihrem Kopfschal an. Und fragte mit einem eigentümlich gewohnheitsmäßigen Tonfall der Stimme nach Simon in New York.

Der Assistent zog die Augenbrauen in die Höhe. „Simon in New York! Ja! All right! Hier haben Sie New York! Und in einer Stunde haben Sie Simon!“ Und er schlug an eine Glocke an der Wand und setzte einen schwarzen Trichter an das Ohr.

Eine Stunde später standen vier Herren in langen Älftern um sie her und hielten ihre Hände zwischen den ihren und lachten und nickten einander zu.

Sie sah zufrieden von einem zum anderen. Ja! dies war Simon — Yussuf — Dawoud — und Yakub! Aber sie hatten nicht mehr den langen weichen schwarzen Bart wie ehemals — sie hatten auch keinen Turban oder Fez, sondern einen steifen schwarzen Hut wie eine zerschnittene Wassermelone und es beunruhigte sie, daß sie Yakub mit Jack ansprachen. Und doch! Es waren ihre vier Jungen, gerade wie sie sie daheim in Rene in der kleinen Basilika durch das Haremsgitter Seite an Seite stehen gesehen hatte! — dieselben Stimmen, dieselben Augen — bloß mit etwas Fremdem um den glattrasierten Mund!

Sogleich begann sie von ihrer Reise zu erzählen: wie leicht alles gegangen sei und wieviel schneller, als sie geglaubt! Anfangs hatte sie sich selbst weiterhelfen müssen und war ziemlich ratlos gewesen, bis sie endlich in einer Stadt am Wasser einen guten und gefälligen Mann traf, der ihr gastfrei in seinem eigenen Haus Unterkunft gewährte, bis das Schiff nach New York ging. Ganze drei Monate hatte er sie bei sich wohnen gehabt! Natürlich hatte sie ein bißchen für ihre Kost bezahlen müssen und all ihr Geld war allmählig daraufgegangen — genau bis auf den Betrag des Schiffsbillets, und dieses hatte ihr Wirt selbst für sie gekauft und ungeheure Mühe gehabt, es zu beschaffen, denn es waren ja so viele, die mit nach New York wollten und das nächste Schiff ging erst in abermals fünf Monaten!

Sie brachten sie zuerst in einem Automobil, dann im Omnibus, dann in der Ringbahn heim. Sie saß da und schielte durch die Scheiben und wunderte sich, daß diese Stadt wie eine einzige lange Straße gebaut sei. Und als Simon ihr erklärte, daß zu beiden Seiten tausend Straßen seien so wie diese, lächelte sie und streichelte leise seine Hand. Als aber Yakub ihr stolz New York Herald's und Singers Wollentrakertürme zeigte und sie fragte, ob sie sie nicht ungeheuer hoch fände, da nickte sie bloß flüchtig. „Wahrhaftig,“ sagte sie, den jüngsten der Söhne wohlgefällig betrachtend, „Yakub ist um einen halben Kopf gewachsen, seitdem ich ihn zuletzt sah. Und auch ihr anderen scheint mir größer geworden zu sein!“

